

Nürnberg, *Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums*:

Kunst der deutschsprachigen Länder bis zum Expressionismus einschließlich.

Rom, *Bibliotheca Hertziana*:

Altchristliche und byzantinische Kunst im Mittelmeerraum.

Die Sachgebiete „Kunstgewerbe“, „Kunsthandwerk (Volkskunst)“ und „Ästhetik“ sowie alle Gattungen von Kunstkatalogen (Sammlungs-, Ausstellungs- und Auktionskataloge) werden innerhalb der regional gegliederten Schwerpunktbereiche mitberücksichtigt; dasselbe gilt für die sog. „graue Literatur“ (Druckschriften außerhalb des Buchhandels) und für populärwissenschaftliche Veröffentlichungen, deren Beschaffung jedoch nicht auf Vollständigkeit zielen kann.

Zum Ausleihverfahren im Rahmen des Schwerpunkt-Programms und zur Herstellung von Fotokopien aus Büchern und Zeitschriften haben die beteiligten Kunstbibliotheken folgende Übereinkunft getroffen:

1. Gemäß Absatz 2 e der DFG-Grundsätze für die Förderung von Spezialbibliotheken sind die obengenannten Präsenzbibliotheken bereit, in begründeten Ausnahmefällen Werke aus den geförderten Schwerpunktbereichen kurzfristig auszuleihen, sofern sie nachweislich über den deutschen Leihverkehr nicht beschaffbar sind. Als Nachweis gilt der rote Bestellschein, aus dem ersichtlich ist, daß der vorgeschriebene Leitweg ergebnislos durchlaufen wurde. Wegen des Verlustrisikos müssen die Bibliotheken jedoch als Rara geltende Werke vom Versand ausschließen.
2. Bei der Herstellung von Fotokopien unterscheiden die genannten Bibliotheken zwischen kostenpflichtigen Direktbestellungen und kostenloser Abgabe von Fotokopien anstelle von Fernleihversand eines Bandes. Als Bedingung für die Gratislieferung gelten die oben unter 1. formulierten Voraussetzungen sowie die Einschränkung auf 10 Kopien je Auftrag (das entspricht maximal 20 kopierten Druckseiten).

ZU DEN ARBEITEN AM TRIERER DOM

(Mit 6 Abbildungen)

Der Dom in Trier ist seit Jahren eine Baustelle. Was die Vielschichtigkeit und die verwirrende Vielfalt der laufenden Arbeiten angeht, ist dort jetzt der Höhepunkt einer mehrjährigen Sicherung, Instandsetzung und Neuordnung erreicht. Im Mai 1974 soll der Raum fertiggestellt sein und dem Gottesdienst zurückgegeben werden.

In der Presse war in den letzten Jahren einige Male von dieser Restaurierung die Rede. Über die lokalen Zeitungen hinaus sind naturgemäß vor allem die aufsehenerregenden Meldungen verbreitet worden, die von Kontroversen berichten und in diesem Zusammenhang aufrütteln oder beschwichtigen wollen. Dem Leser fällt es in solchen Fällen schwer, sich ein Bild von dem zu machen, was geschehen ist oder geplant wird, denn vor der Öffentlichkeit werden ja meistens nur Teile eines umfangreicheren Ganzen diskutiert.

Ist es einem Außenstehenden überhaupt möglich, wirklichen Einblick zu gewinnen oder gar sich einen Überblick zu verschaffen über all das, was an diesem Bau

geschieht? Kann man sich jetzt schon ein Urteil bilden, ohne die Fertigstellung abzuwarten, wenn man nicht schon ein Vorurteil zur Hand hat? Und ist es möglich, einen objektiven Bericht mit einer kritischen Würdigung zu verbinden?

Die Bedeutung des Trierer Domes als Baudenkmal rechtfertigt jedenfalls den Versuch. Wenn er gelingen sollte, so ist dies vor allem denen zu verdanken, die durch die Erlaubnis zu eingehender Ortsbesichtigung und durch sehr offene Auskünfte die Voraussetzungen für den folgenden Bericht geschaffen haben: Dompropst Dr. J. Paulus, Diözesankonservator Dr. F. Ronig und Oberkustos Dr. H. Cüppers in Trier, Architekt Dipl.-Ing. N. Rosiny in Köln und Landeskonservator Prof. Dr. W. Bornheim gen. Schilling in Mainz.

Ausgangspunkt der Arbeiten am Trierer Dom war die *statische Sicherung* des Bauwerks. Mängel im Baugefüge waren so offensichtlich und spätestens seit 1959 auch so gefahrdrohend, daß eine gründliche Sanierung weder zu umgehen noch aufzuschieben war. Die Arbeiten, die nach einer längeren Untersuchungs- und Planungsphase ausgeführt wurden, lassen sich – vereinfachend – in drei Komplexe gliedern:

Die Fundamentsicherung ist in der Schadenssituation etwa mit den Arbeiten vergleichbar, die um den ersten Weltkrieg am Straßburger Münster durchgeführt wurden, um 1925 am Mainzer und um 1930 am Speyerer Dom. In Trier mußten die auf weite Strecken hohlliegenden Fundamentsohlen unterfüllt, an anderen Stellen die zu schmalen Fundamente verbreitert werden, um eine gleichmäßige Lastübertragung auf den Untergrund zu erreichen. Das *aufgehende Mauerwerk* hatte durch unterschiedliche Fundamentsetzung, durch exzentrische Belastung, durch alte Brandschäden, durch Zerrüttung im Bombenkrieg und auch einfach durch sein hohes Alter vielfache Schäden erlitten. Zu seiner Sicherung war anfangs an ein partielles Auspressen der besonders schadhaften Mauerteile gedacht. Schließlich sind fast alle Mauerkörper mit Kalk-Traßmörtel ausgepreßt worden. Diese Technik erlaubt es, auch solche Mauern wieder zu einem festen Block zusammenzubinden, bei denen kaum mehr ein innerer Zusammenhang der Bestandteile besteht.

Die Sicherung der Gewölbe war mit dem Festigen und teilweisen Erneuern der Bausubstanz allein nicht zu bewerkstelligen. Zusätzlich mußte der Gewölbeschub abgefangen werden. Bei früheren Umbauten waren nämlich schon mehrmals die vorher bestehenden statischen Systeme durchbrochen worden. Die größten Schwierigkeiten verursachte der barocke Umbau (nach dem Brand von 1717), der die über die Seitenschiffshöhe hinausragenden Teile der römischen und frühromanischen Längsmauern beseitigt, ein Querschiff geschaffen und neue Außenmauern für die Obergaden auf die Seitenschiffsgewölbe aufgesetzt hat. Um die seitdem mangelhaft widergelagerten Mittelschiffsgewölbe zu fassen, wurden die Turmpaare im Osten und Westen mit Betonplatten ausgesteift und verbunden und diese steifen Elemente durch einen Stahldachstuhl zusammengefaßt, der so dimensioniert ist, daß er ein Ausweichen der Längsmauern verhindern kann. Die auf die Gewölbe gesetzten barocken „Lichtwände“ mußten abgetragen werden und werden nun auf einer neuen Tragkonstruktion nahezu unverändert und weitgehend mit dem alten Material wieder aufgebaut. Außerdem

sind die Gewölbe der barocken Querarme durch eine Betonkonstruktion überfangen worden. In der Ostkrypta mußten Stahlpfosten in den Kern der Bündelpfeiler eingefügt werden.

Von diesen sehr umfangreichen Maßnahmen (sie verschlingen 60% der ganzen Baukosten) ist im Innern des Domes fast nichts zu sehen. Nur in den Westtürmen fallen die diagonal angeordneten Unterzüge der Betonplatten auf, die man von unten durch die Triforiumöffnungen sehen kann.

Eine wesentliche Veränderung hat aber der Außenbau erfahren durch das Anheben der Firstlinie der Hauptdächer um etwa einen Meter. Damit wurde eine größere Konstruktionshöhe des Dachstuhls und zugleich eine erwünschte Korrektur der Erscheinung erzielt. Die Dächer waren erst um 1900 auf die flache Neigung gebracht worden, die der frühromanische Westgiebel vorzeichnet. Der spätromanische Ostgiebel und die barocken Querschiffsgiebel waren damals abgebrochen und durch flachere Aufbauten ersetzt worden, die jetzt wieder beseitigt wurden. Die neuen Giebel haben eine Neigung bekommen, die zwischen der des 11. und der des 13. – 18. Jahrhunderts liegt. Auf der Westseite blieb der flachere frühromanische Giebel unverändert. Ein unauffälliger Anschluß des steileren Daches wurde durch Abknicken des Firstes zwischen den Westtürmen erreicht.

Alle diese statischen Sicherungen geben wenig Anlaß zu Kritik. Selbst die bei solchen Sanierungsarbeiten oft angebrachte Skepsis, ob nicht aus übergroßer Vorsicht zuviel getan wird, findet kaum Ansatzpunkte. Ob allerdings die ausgepreßten Mauern und die mit Beton überfangenen Gewölbe Putz und Farbe noch ebenso annehmen und halten wie vorher, wird sich erst in einigen Jahren herausstellen. Doch ein Ausweg, der auch unter diesem Gesichtspunkt absolute Sicherheit garantiert hätte, bot sich wohl gar nicht an. Auch die Änderung der Dachneigung, die sich nicht an früheren Bauzuständen orientiert, wird man akzeptieren dürfen, denn mit zwingenden Gründen kann weder das Belassen der um 1900 hergestellten flachen noch das Wiederherstellen der damals aufgegebenen steilen Dachform gefordert werden.

Die *Veränderungen im Innern des Domes* gehen nicht von der Sicherung des Bauwerkes aus, sondern von der gottesdienstlichen Nutzung des Raumes. Die Planungen sind in Trier nicht erst durch die liturgischen Reformen des 2. Vatikanischen Konzils ausgelöst worden. Schon 1941 hatte ein Wettbewerb für die künftige Ordnung des Domes stattgefunden, dessen Anlaß die zu große Entfernung zwischen Hochaltar und Gemeinde war. Inzwischen wird für die Feier der Messe ein Altar gefordert, der im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Gottesdienstbesucher steht, und es ist üblich geworden, daß der Priester der Gemeinde zugewandt, hinter dem Altar stehend, zelebriert.

In den meisten großen mittelalterlichen Kirchen bietet sich der Platz für einen solchen Zelebrationsaltar an. Alle Kapitels- und Konventskirchen hatten ja mit Chorschranken und Lettnern umgrenzte Psallierchöre und davor eigene Altäre – meist Kreuzaltäre – die dem Langhaus zugeordnet waren. Ein Anknüpfen an diese Disposition führt für Langhaus und „Altarinsel“ meist zu unproblematischen Lösungen. Auch in

Trier ergibt sich die Altarstelle in der Vierung zwanglos. Schwierigkeiten macht die Zuordnung des Psallierchores, der von Osten her in die Vierung hineinreicht. Er war immer zum Hochaltar orientiert und blieb es auch, als in nachtridentinischer Zeit mit dem Abbau des Lettners der Einblick in den Chor und der Durchblick zum Hochaltar ermöglicht wurden. Das tägliche Chorgebet verlangte nach wie vor einen gewissen Raumabschluß, der durch das prachtvolle Chorgitter geschaffen wurde, das zwischen die barocken Lettneraltäre gespannt war. Künftig aber soll statt des im östlichen „Hochchor“ gelegenen Hochaltars der neue Zelebrationsaltar, der in der Vierung auf dem tieferen Niveau der „Altarinsel“ errichtet wird, den Bezugspunkt des „Mittelchores“ bilden. Dessen Fußboden wurde aus diesem Grund soweit abgesenkt, wie es die Kryptagewölbe erlauben (vgl. *Abb. A u. B, Abb. 1a u. 1b*).

An den wenigen gemeinsamen Gottesdiensten des Domkapitels, die noch gehalten werden, Kapitelamt und Kapitelvesper am Sonntag, soll die Gemeinde teilnehmen können. Der Chorus wird aber weniger deshalb zum Langhaus hin geöffnet, weil das Kapitel nicht mehr von der Gemeinde getrennt sein möchte, sondern weil das tägliche Chorgebet, das den abgeschlossenen Raum brauchte, nicht mehr stattfindet. Derselbe Chorraum bietet aber nicht nur dem Chorgestühl Platz, sondern auch den Orten des Wortgottesdienstes und dem Thron des Bischofs, der jeweils bei Bedarf aufgestellt werden soll.

Die Grenze zwischen Chor und Schiff wird nur noch durch einige Stufen gebildet werden. Das Chorgitter wird beiseite gestellt und soll künftig den Raum vor dem Sakramentsaltar abgrenzen. Die barocken Lettneraltäre sind schon um 1900 in die Seitenschiffe verbannt worden, und die neuromanische Rekonstruktion der Lettner-Eckjoche, die damals an ihre Stelle getreten ist, wird wieder abgebaut. Sorgfältig bewahrt werden jedoch die seitlichen Chorschranken, an denen auch die in Resten erhaltene Farbfassung freigelegt worden ist. Sie brauchen jetzt wieder einen neuen Abschluß nach Westen (den vierten seit ihrer Errichtung im 12. Jahrhundert). Er soll durch ein neu zu schaffendes Pfeilerpaar gebildet werden.

Der nach Westen geöffnete „Mittelchor“ wird nun nach Osten, gegen den Hochchor stärker abgegrenzt. Hier sollen die von einer älteren Chorschranke stammenden Reliefplatten (im Kunstdenkmäler-Inventar dem Westlettner zugeschrieben) verwendet werden, die bisher teils als Brüstung hinter dem Sakramentsaltar angebracht, teils im Dommuseum verwahrt waren.

Der „Hochchor“, der seine Funktion als Altarraum gänzlich verliert, wird künftig vielleicht den Sängern des Domchores Platz bieten. Als Blickpunkt des ganzen Raumes bleibt der Fröhlicher-„Altar“ von 1687/99 im Apsisscheitel erhalten. Der Durchblick in die Heiltumskammer, als dessen monumentale Rahmung der Aufbau entstanden ist, soll wieder geöffnet und der „Heilige Rock“, die Reliquie, derentwegen der Durchblick geschaffen wurde, wieder in dem für ihn errichteten Bau verwahrt werden.

Für die Orgel haben akustische Proben ergeben, daß die hochgelegene Stelle an der Nordseite des Mittelschiffs, wo bis zur Säkularisation die alte Hauptorgel ihren Platz hatte, auch unter den heutigen Gesichtspunkten die günstigste ist. Dort wird jetzt eine

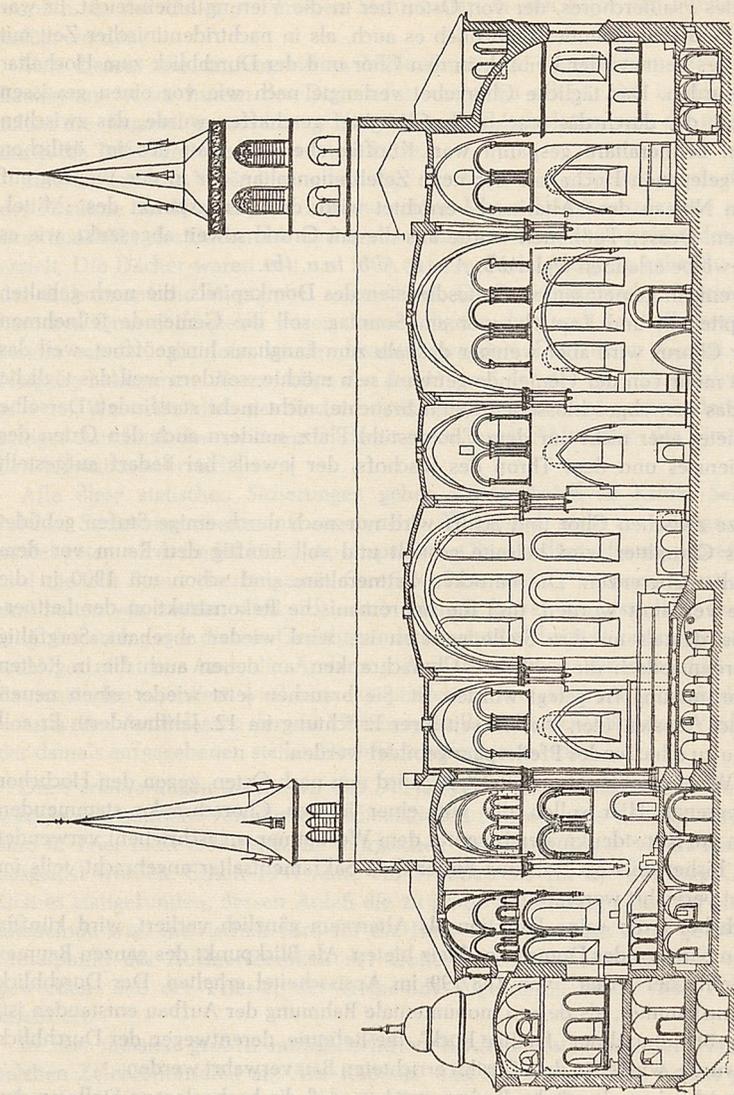


Abb. A Trier, Dom. Längsschnitt gegen Süden. Zustand vor 1963. (Nach: Das Münster 1968, S. 11, Abb. 16 oben.) Verändert sind inzwischen die Firshöhe des Hauptdaches und die Fußbodenhöhe im „Mittelchor“, in der Vierung und im Joeh des Westchores zwischen den Türmen.

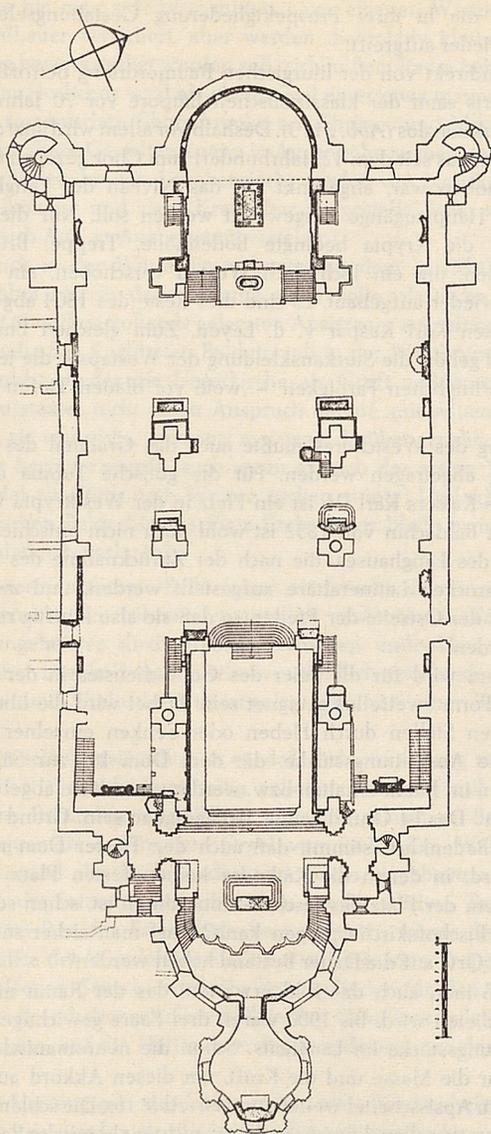


Abb. B Trier, Dom, Grundriß, Maßstab 1:800. Zustand vor den Veränderungen der Umbauphase 1963/74.
 (Nach: F. Rottig, Trier, Dom, Ausstattung, «Rheinische Kunstsstätten», Neuß 1969, S. 1 u. 2.) Hervorgehoben
 sind die Ausstattungsstücke in ihrer bisherigen Anordnung.

neue Orgel angebracht, die in ihrer Prospektgliederung Gestaltungselemente der verlorenen Barockorgel wieder aufgreift.

Der Westchor ist nur indirekt von der liturgischen Raumordnung betroffen. Seit die Orgel des 19. Jahrhunderts samt der klassizistischen Empore vor 70 Jahren entfernt wurde, ist er praktisch funktionslos (*Abb. 2 u. 3*). Deshalb vor allem wird jetzt das schmale westliche Mittelschiffsjoch, das seit dem 12. Jahrhundert zum Chor gezogen und auf das Niveau der Apsis angehoben war, abgesenkt auf das Niveau des Langhauses, das dadurch im Bereich der Hauptzugänge ausgeweitet werden soll. Nur die Westapsis selbst behält die durch die Krypta bedingte Bodenhöhe. Treppe, Brüstung und Kreuzigungsgruppe werden, um ein Joch nach Westen verschoben, am Rande des reduzierten Westchores wieder aufgebaut. Es sind dies Reste des 1804 abgebrochenen Grabaltares des Kurfürsten Karl Kaspar v. d. Leyen. Zum gleichen Ensemble des späteren 17. Jahrhunderts gehört die Stuckauskleidung der Westapsis, die jetzt instandgesetzt und in ihrer ursprünglichen Farbigkeit – weiß vor blauen Tiefen – wiederhergestellt ist.

Wegen der Verkürzung des Westchores mußte auch das Grabmal des Kurfürsten Balduin von Luxemburg abgetragen werden. Für die gotische Tumba dieses 1354 verstorbenen Bruders des Kaisers Karl IV. ist ein Platz in der Westkrypta vorgesehen. Über den klassizistischen Baldachin von 1832 ist wohl noch nicht entschieden. – An den westlichen Pfeilern des Langhauses, die nach der Zurücknahme des Westchores freistehen, sollen die barocken Lettneraltäre aufgestellt werden, und zwar in dem breiten Langhausjoch auf der Ostseite der Pfeiler, so daß sie also künftig rahmend vor der Westapsis stehen werden.

Der neugeordnete Raum wird für die Feier des Gottesdienstes in der neuerdings geforderten liturgischen Form zweifellos geeignet sein. Dabei wird die überkommene Raumform nur an einigen Stellen durch Heben oder Senken einzelner Fußbodenabschnitte verändert. Die Ausstattungsstücke, die dem Dom bis zur Säkularisation zugewachsen sind, bleiben im Raum erhalten bzw. werden, soweit sie abgebaut werden mußten, wieder aufgebaut. Das ist Grund genug, befriedigt zu sein. Grund zum Jubeln ist es wohl noch nicht. Bedenklich stimmt, daß auch der Trierer Dom nun zu den Kathedralen gehören wird, in denen die Kathedra keinen festen Platz hat. Ist ein liturgisches Gefüge, in dem der Platz des Bischofs unbestimmt ist, schon so ausgereift, daß es den Raum einer Bischofskirche prägen kann? Darf man sicher sein, daß alle jetzt fixierten liturgischen Orte auf die Dauer Bestand haben werden?

Mit einiger Sorge muß man auch das Bild erwarten, das der Raum mit der neugeordneten Ausstattung bieten wird. Bis 1900 waren drei Paare gewichtiger Altäre die beherrschenden Ausstattungsstücke im Langhaus. Schon die neuromanischen Lettneransätze hatten nicht mehr die Masse und die Kraft, um diesen Akkord aufzunehmen und bis zu dem Aufbau im Apsisscheitel weiterzutragen (*Abb. 1b*). Die schlanken Pfeiler, die jetzt ihre Stelle einnehmen sollen, können wohl gar nicht mehr mit der Barockausstattung zusammengesehen werden, und sicher wollen sie das auch nicht. Der neue liturgische Mittelpunkt des Raumes wird architektonisch kaum gefaßt sein. Für seine

Gestaltung hat man sich zwar mittels eines eigenen Wettbewerbs der besten erreichbaren Bildhauer versichert, aber werden die relativ kleinen Massen, mit denen die Gestaltung bewerkstelligt werden soll, sich in dem Raum behaupten können?

Vor dem Hochchor wird als oberer Teil einer etwa mannshohen Mauer die Apostelreihe der romanischen Chorschränke mit Christus und Maria in der Mitte stehen. Wie werden sich diese Gestalten knapp in Augenhöhe ausnehmen?

Im westlichen breiten Langhausjoch werden die barocken Lettneraltäre gegenüber dem Dreikönigs- und dem Kreuzaltar aufgestellt. Wie werden sie sich vertragen, wenn sie sich Aug' in Aug' gegenüberstehen?

Der Stuck in der Westapsis rechnete mit dem gewichtigen Leyenschen Grabaltar und entfaltet erst in der Wölbung seine volle plastische Kraft. Wie wird sich der Stuck jetzt über dem vollends geleerten Apsisraum ausnehmen?

Die Tumba des Kurfürsten Balduin soll in der Westkrypta aufgestellt werden. Wird dadurch nicht wieder die Unterkirche als Gruft mißdeutet? Hätte der Schöpfer des Trierer Kurstaates nicht einen Anspruch darauf, mit seinem Grab (die Tumba enthält das Grab, sie war nicht, wie sonst meistens, darüber errichtet!) im Westchor zu bleiben, in dem er bestattet wurde, auch wenn er nach der ersten Verschiebung von 1831 ein zweites Mal ein Stück nach Westen rücken müßte? Und schließlich, wird sich für den klassizistischen Baldachin ein Platz finden oder bleibt er in seine Bestandteile zerlegt und geht dadurch verloren?

Die gottesdienstlichen Bedürfnisse sind nicht die einzigen Gründe, die zu Veränderungen am Bau führen. Unmittelbar *praktische Gesichtspunkte* kommen hinzu. Da ein ungeheizter Kirchenraum inzwischen undenkbar zu sein scheint, wird der Einbau einer Domheizung als selbstverständlich empfunden. Sie wird als kombinierte Fußboden- und Umluftheizung angelegt, die von einer Zentrale unter der Sakristei ausgeht.

Weniger selbstverständlich ist es, daß auch ein Aufzug zu den Triforien, Turm- und Dachräumen für unbedingt nötig gehalten wird. Er soll eine leichtere und damit intensivere Reinigung und Pflege der hochgelegenen Raunteile ermöglichen und einen bequemen Zugang zur Orgel vermitteln. Die Wahl zwischen einem außen angefügten und also auffallenden und einem eingebauten, unauffälligen Aufzug fiel zugunsten des letzteren aus. Aus dem nordwestlichen Treppenturm, der zum frühromanischen Bau des Erzbischofs Poppo gehört, wurde deshalb die Spindel und die innere Hälfte der Wendeltonne mit der aufliegenden Treppe herausgebrochen. In den so geschaffenen Schacht wird ein Betonzylinder für den Aufzug eingesetzt, an den sich dann die erhaltene äußere Hälfte des Gewölbes anlehnen wird. Die Treppe legt sich dann also, auf die Hälfte ihrer Breite reduziert, um den Aufzugsturm statt um die Spindel.

Für die Heizung gilt, was leider fast zu allen Kirchenheizungen gesagt werden muß: Die Menschen werden sie als Annehmlichkeit empfinden, aber der Bau wird darunter leiden. Zwar wird die ausführende Firma die völlige Unschädlichkeit beteuern (und selbst dieser Beteuerung glauben), aber der Raum wird viel schneller verschmutzen

als früher, und die Orgel wird sich häufiger verstimmt zeigen. Schwerere Schäden sind nur deshalb nicht zu befürchten, weil die fast ausschließlich steinerne Ausstattung des Domes relativ wenig klimaempfindlich ist.

So schwer sich bei der Heizung die unterschiedlichen Bedürfnisse des Bauwerks und seiner Benützer zusammenführen lassen, so schwer ist dies auch bei den Meinungen zum Einbau des Aufzugs. Der dem Baudenkmal Verpflichtete wird sich vergeblich bemühen zu verstehen, warum die bequeme Zugänglichkeit der hochgelegenen Bauteile wichtiger sein soll als die Unversehrtheit einer frühromanischen Treppenanlage, und dem praktisch denkenden Bauherrn und Benutzer wird es unverständlich bleiben, warum das Ausbrechen einer schmucklosen Treppenspindel ein Sakrileg sein soll, wenn man außerhalb des Treppenturms gar nichts von der Veränderung bemerkt und dazu noch das südliche Pendant unverändert bleibt.

Zu den konstruktiv liturgisch und praktisch begründeten Maßnahmen am Dom kommen noch *gestalterische*. Um das Auspressen des Mauerwerks besser unter Kontrolle zu haben, wurde der ganze Innenputz entfernt. Er stammte von der Restaurierung der Jahrhundertwende und bildete eine dicke Schale mit harten Kanten und ganz ebenen Flächen. Ihn aufzugeben, fiel niemandem schwer. Wie schwer es ist, ihn zu ersetzen, zeigte sich erst danach. Das aus verschiedenen Perioden stammende, ganz verschieden strukturierte Mauerwerk wirkte im freigelegten Zustand so faszinierend, daß zeitweilig sogar daran gedacht wurde, es unverhüllt sichtbar zu lassen. Bald setzte sich aber das Bewußtsein durch, daß der Dom nicht zum archäologischen Präparat werden dürfe, sondern sich als die Ganzheit zeigen müsse, zu der sich seine verschiedenen Teile zusammenschließen. Unterschiedliche Meinungen bestehen jetzt nur noch über den Weg, der zu diesem Ziel führt.

Die Gewölbeflächen sind wieder hell verputzt. Die Wände sollen dünn verschlämmt werden, so daß die Steinstruktur noch zu sehen ist. Damit sie nicht verunklärt wird, wurden verschiedene Flickungen ausgebrochen und die gestörten Stellen in imitierender Mauertechnik wieder geschlossen. In der Ostapsis verdichtet sich die Schlämme zu einem deckenden Putz, der aber die Unregelmäßigkeiten der Wand nicht einebnet, sondern noch durchspüren läßt. Der helle, etwas ins Rötliche gebrochene Naturton des Putzes und der Schlämme soll belassen werden. Die Gewölberippen und die anderen aus Quadern gebildeten Bauglieder werden in einem lichten Grau gestrichen, das den Steinton aufnimmt und vereinheitlicht. Stellenweise tritt ein schwereres Grau hinzu, vor allem bei den dunklen, eingestellten Säulenschäften. Diese sehr zurückhaltende Farbgebung wird u. a. damit begründet, daß die freigelegte Fassung der romanischen Ostschranken, die natürlich nicht in ihrer ursprünglichen Frische erhalten sind, nicht übertönt werden soll.

Bisher hatte der Dom noch die Notverglasung von 1946. Jetzt werden alle Fenster neu verglast. Nach verschiedenen Versuchen und einem Wettbewerb, der anscheinend nicht das erhoffte Ergebnis gebracht hat, wird jetzt ein von Gottfried Böhm entwickelter Fensterabschluß eingesetzt, bei dem kleine, gleichförmige, facettierte Stücke farblosen Glases zu Scheiben zusammengefügt sind. Durch sie bekommt der Raum

ein ungefärbtes und auch fast ungedämpftes Licht, das der ihn beherrschenden Lichtführung des 18. Jahrhunderts recht angemessen ist. Zugleich aber wird ein eindeutiger Raumabschluß hergestellt, durch den der Blick nicht ins Freie dringt.

Weitgehend erneuert wird auch der Fußboden. Dabei sollen besonders hergestellte großflächige Ziegelplatten als hauptsächliches Material dienen. Die Grabstätten und ihre Bereiche sollen durch abweichendes Material gekennzeichnet werden. Der „Altarinsel“ und den „Chören“ gibt man Natursteinböden, um sie besonders auszuzeichnen. Dabei lassen sich auch Teile des bisherigen Belags weiterverwenden. Mit Fußboden, Wänden, Gewölben und Fenstern wird also praktisch die ganze Raumschale des Domes erneuert. Hinzu kommt, daß auch das Äußere des ganzen Baues bearbeitet werden muß. Wo das Mauerwerk ausgepreßt wurde, ist es von ausgetretenem Mörtel zu reinigen. Die zu harte Verfugung der Jahrhundertwende, die durch ihre vortretenden Fugenbänder das Abfließen des Regenwassers an der Mauer hinderte, muß entfernt und ersetzt werden. Kriegsschäden, Verwitterungen und Mauerrisse zwingen außerdem zum Auswechseln von Steinen und zur Erneuerung einzelner Mauerpartien.

Das Gemeinsame der Wandbehandlung außen und innen liegt darin, daß sie zwar technische Grundbedingungen erfüllen muß, sich darüber hinaus aber nur nach gestalterischen Gesichtspunkten zu richten hat. Am Außenbau ist eine Gestaltung der Mauerflächen neuerdings noch nicht eigentlich versucht worden. Der gewohnte Eindruck düsteren Gemäuers ist aber verändert. Der eben ausgerüstete Nordwestturm, an dem besonders umfangreiche Reparaturen nötig waren, wirkt jetzt mit unpatinierter Mauerfläche recht neu, und wenn die vereinheitlichende Patina auch an anderen Stellen verloren geht, wird es wieder mehr auffallen, daß weder die frühromanischen Kleinquader- noch die römischen Ziegelmauern dafür bestimmt waren gesehen zu werden. Ihre Putzhaut war ja noch bis in das vorige Jahrhundert in Teilen erhalten. Aus konservatorischen wie aus gestalterischen Gründen wird man überlegen müssen, ob der Dom weiterhin als Rohbau stehen bleiben soll. Die rekonstruierende Wiederherstellung der Außenfarbigkeit, wie sie in den letzten Jahren am Limburger Dom unternommen wurde, ist nicht der einzige Weg. (In Trier würden dazu manche Voraussetzungen fehlen, die in Limburg gegeben waren.) Der Ostbau des Mainzer Domes, dessen Außeninstandsetzung in diesem Herbst fertiggestellt wurde, zeigt, was eine vereinheitlichende Färbung allein schon vermag.

Im Innern des Trierer Domes ist man sehr viel stärker durch Vorgegebenes gebunden. Der Fröhlicher'sche Fassadenaufbau vor der Heiltumskammer und der Stuck in der Westapsis setzen Maßstäbe. Der Raum wird an seinen beiden Enden gefaßt von völlig durchgeformten Architekturen mit exakten Flächen und Kanten und mit entschiedenen Farben. Die anderen Ausstattungsstücke zeigen diese Eigenschaften in ähnlicher Weise. Die Architekten reagieren darauf jetzt mit dem Kontrast. Putz und Schlämme sollen die Zufälligkeit des Mauerwerks und des Arbeitsvorganges sehen lassen. Der prägnanten Form der Oberfläche wird eine an Textiles erinnernde weiche Oberflächenstruktur entgegengesetzt, und neben die deutlichen Farben tritt der als Farbe nicht recht faßbare Naturton des Putzes. Diese Oberflächenbehandlung soll die

Ausstattungsstücke nicht einbinden, sondern als etwas Anderes, in den Raum nur Eingestelltes kennzeichnen und sich wohl auch von ihnen distanzieren. Der hier beabsichtigte Kontrast dürfte sich freilich auch an anderer Stelle ergeben, wo er nicht geplant ist. Die neuen Fensterverschlüsse haben eine ganz klare und harte Struktur, mit der sie sich von den geschlämmten Wänden vermutlich in ähnlicher Weise absetzen werden, wie es die Barockausstattung tun soll.

Das Bild, das der fertiggestellte Raum bieten wird, muß man also auch im Hinblick auf die Raumschale mit einiger Sorge erwarten. Wird die angestrebte Einheit des Raumganzen, wie sie bisher jeder Umbau hergestellt hat, auch jetzt wieder erreicht oder wird sich der Dom künftig als Konglomerat seiner Bau- und Ausstattungsperioden darstellen?

Der *historische Gesichtspunkt* hat in den beiden letzten Restaurierungsperioden am Trierer Dom (1843/51 und 1892/1910) eine große Rolle gespielt. Er war der erste Dom in Deutschland, an dem Baumaßnahmen auf Grund wissenschaftlicher Bauuntersuchungen vorgenommen wurden, der erste auch, an dem erkannt wurde, daß das gewachsene Ensemble aus vielen Epochen mehr ist als das stilreine Produkt einer einzigen. Bei der jetzigen Instandsetzung haben die historischen Gesichtspunkte ein geringeres Gewicht. Zwar wurde auch hier gelegentlich erwogen, ältere Umbauphasen rückgängig zu machen, aber inzwischen ist das Historische in den Erwägungen auf das Faktische eingeschränkt: Der historische Bestand beeinflußt die Planung, weil er da ist, nicht auf Grund weitergehender historischer Argumente.

Die archäologische Bauforschung, die in Trier eine 130jährige Tradition hat und in den letzten 30 Jahren zu spektakulären neuen Ergebnissen gelangte, geht eingeschränkt weiter. Die Instandsetzungsarbeiten bedrängen sie, aber sie haben ihr auch Möglichkeiten eröffnet. Im Bereich des römischen Kernbaues wird der Fußboden jetzt auf eine Decke gelegt, unter der die Befunde zugänglich und die Arbeitsmöglichkeiten erhalten bleiben. Sonst bestehen kaum Auswirkungen der Forschung auf die Planung.

Daß der historische Rückblick heute nicht mehr das Bauprogramm am Dom bestimmt, darf man wohl uneingeschränkt begrüßen. Der historischen Kenntnis aber, die Vorhandenes erklärt und verstehen lehrt, wäre mehr Verbreitung und Wirksamkeit zu wünschen, denn die überkommenen Stücke und Zustände sind umso mehr von Veränderung und Zerstörung bedroht, je weniger ihre historische Begründung und Bedingtheit bekannt ist.

Versucht man aus diesen vielen Einzelheiten eine Summe zu ziehen, so ergibt sich in einer Art von denkmalpflegerischer Gewinn- und Verlustrechnung als größter Gewinn die konstruktive Sicherung des Bauwerks. Den Außenbau wird man wohl als noch unerledigt außer Ansatz lassen müssen, ebenso den Kreuzgang mit den ihn umgebenden Räumen, über deren künftige Verwendung noch immer nicht entschieden ist.

Im Innern ist der erste Gesamteindruck: Der Dom hat sich durchgesetzt. Alle Vorhaben, durch die die Raumform grundlegend verändert werden sollte, sind unausgeführt geblieben. In unserer Art von Rechnung darf unverändert Bewahrtes als

Gewinn gebucht werden. Verluste sind im einzelnen zu verzeichnen: Die schwerwiegendsten Eingriffe sind für die Bausubstanz der Einbau des Aufzuges, für den Raum das Öffnen des Psallierchores nach Westen und das Verkürzen des Westchores.

Auch bei der Ausstattung ist Veränderung meist als Verlust zu werten. Gerade die jetzige Neuordnung zeigt wieder, wie schwer Stücke, die von ihrem ursprünglichen Platz verdrängt worden sind, an anderer Stelle einzuwurzeln. Was schon einmal versetzt worden ist, kommt nur schwer wieder zur Ruhe. Unter diesem Gesichtspunkt ist in der Translocierung des Chorgitters und der Balduintumba eine erhebliche Beeinträchtigung zu sehen. – Einen Gewinn darf man sich vielleicht von den neuen Fenstern erhoffen und auch von den wenigen neuen Ausstattungsstücken, von denen wohl die Orgel am meisten sprechen wird. Von den anderen sollte man sich wegen ihrer relativ geringen Größe keine Wunder erwarten.

Das Urteil der Öffentlichkeit bei der Wiedereinweihung wird vermutlich positiv sein. Die Trierer Bevölkerung wird von einem Bau Besitz ergreifen können, den sie an der unveränderten Raumform als ihren Dom wiedererkennt und in dem sie die meisten liebgewordenen Einzelheiten wiederfinden wird, der aber heller und freundlicher geworden ist, als sie ihn in Erinnerung hatte. Ob die Fachwelt sich diesem vermuteten Urteil anschließen können, bleibt abzuwarten. Bedenklich stimmt das Schicksal alles dessen, was die Restaurierung von 1892 – 1910 geschaffen hat. Davon bleibt fast nichts erhalten. Werden sich Neuordnung und Neugestaltung der jetzt zu Ende gehenden Bauperiode für längere Zeit als gültig erweisen, oder werden auch sie schon nach kurzer Zeit korrekturbedürftig erscheinen? Bedenken und Befürchtungen, die in diese Richtung gehen, sind hier geäußert worden. Wie schön wäre es, wenn sie sich als unbegründet erweisen würden.

Walter Haas

DAS PERGAMENT ZU BERNT NOTKES TRIUMPHKREUZ IM LUBECKER DOM

Wie bereits im Aprilheft (S. 93 – 96) berichtet, fand sich in der Johannesfigur des Triumphkreuzes im Lübecker Dom ein Pergamentzettel mit der Inschrift: „Anno domine m (es folgen gelöschte Buchstaben, die wahrscheinlich als „im“ zu lesen sind) cccc lxxii iare do makede meister bernt notken dit styke werkes myt hulpe siner gesellen genomt jn dat erste eggert suarte de snider lucas meer de bereder berent scharpeselle de bereder Ilges de bereder hartich stender en meler biddet got vor de selen dat em got gnedich si.“ Die Frage, wer der Schöpfer des Werkes ist, dürfte damit endgültig geklärt sein. Notke war also auch ein Bildschnitzer. Die massiv vorgetragenen Bedenken Moltkes sind damit gegenstandslos geworden (Erik Moltke, *Bernt Notkes Altartavle i Arhus Domkirke og Tallinntavlen*, Kopenhagen 1970, 2 Bd./Max Hasse, *Bernt Notke*, *Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* XXIV, 1970, S. 18 – 60/derselbe, *zusammenfassend*, in *Zeitschrift des Vereins für Lübische Geschichte und Altertumskunde* 1972, LII, S. 137 – 142).

Wie in allen älteren Urkunden, die der Meister persönlich abfaßte, steht hier Notken und nicht Notke. Die eigentliche Überraschung des Zettels brachte das Datum,